

Prostitution: Für «Sextourismus» durch Basels Bars tingeln

Rund 1000 Frauen arbeiten in Basel als Prostituierte. Das sind dreimal so viele wie noch vor zehn Jahren. Ein Grund für diesen Anstieg ist laut der Fahndungspolizei der freie Personenverkehr im EU-Raum, der den Zugang in die Schweiz erleichtert hat. Die meisten Frauen arbeiten illegal. Es gilt zwischen vier Formen der Prostitution zu unterscheiden.

Basel. Blättern wir 25 Jahre zurück: Basels ständige Meilen waren Rheingasse, Ochsen- und Webergasse. Im Venezia etwa schaute Wirt Rico den Zuhältern beim Zocken über die Schultern; nach Mitternacht traf sich alles im «Lämpstübli», Zuhälter und Huren, Matrosen, Hafenarbeiter, Eisenleger. Dort hatte der alte Hans, die graue Eminenz auf der Gasse, alles fest im Griff. – Es gab viele Beizen. Einige sind ganz verschwunden, ganz wenige sind geblieben, was sie einst waren; aus den meisten dieser Beizen sind Animerlokale geworden, mit Frauen aus allen Herren Ländern, für die Herren dieses Landes.

Sextourismus und EU

Die Zahl der Prostituierten in Basel ist in den letzten Jahren stark angestiegen. Waren es vor zehn Jahren noch gut 300 Frauen, die ihren Körper für Bares anboten, waren es 2003 bereits 969. Dafür gibt es verschiedene Erklärungen. Eine davon ist der Sextourismus in Ländern wie Thailand oder Kenia, sagt Thomas Kessler, der Beauftragte für Migration und Integration auf dem Polizeidepartement. Die Freier müssen nicht mehr weit reisen; die Nachfrage wird vor Ort abgedeckt.

Für Christian Meidinger, Leiter der Grenz- und Fahndungspolizei, hat auch der freie Personenverkehr im EU-Raum den Zugang in die Schweiz erleichtert. Eine Prostituierte aus Barcelona kann jetzt ohne weiteres nach St-Louis ziehen und in Basel ganz legal eine Bewilligung als Masseuse beantragen. Rechtlich gesehen eine ganz normale Grenzgängerin, die Steuern und Versicherung zahlt. Pro Jahr werden rund 100 solcher Anträge von Frauen aus EU- und EFTA-Staaten bearbeitet, sagt Daniela Jabornigg, Leiterin des Rechtsdienstes der Einwohnerdienste.

2200 Franken netto im Monat

Ob mit der Osterweiterung der EU eine Welle neuer liebeswilliger Grenzgängerinnen in die Schweiz rollt, ist kaum vorhersehbar. Christian Meidinger glaubt wohl an einen Anstieg, aber auch der Erotikmarkt reguliere sich letztlich selber. An eine Welle glaubt auch Thomas Kessler nicht. Grenzöffnungen würden nicht unweigerlich einen Massenexodus auslösen. Als Spanien und Portugal der EU beitreten, sei, obwohl immer wieder herauf beschworen, nichts dergleichen passiert.

Im Schnitt 120 Gesuche pro Monat werden von den Einwohnerdiensten für Tänzerinnen in den Cabarets bearbeitet. Diese Frauen dürfen sich zwar nicht prostituieren, tun es aber meist doch, sagt Christian Meidinger ganz unverblümt. Nur, bei diesen Frauen geht, wenigstens von Seiten der Behörden, alles



Sex sells. Cabarets florieren auch in Basel; rund 120 Gesuche gehen pro Monat für Tänzerinnen ein. Viele davon prostituieren sich, auch wenn es nicht erlaubt ist. Foto Keystone

mit rechten Dingen zu: Sie haben eine Aufenthaltsbewilligung von acht Monaten, eine Rechtsberatung, einen Arbeitsvertrag mit einem Mindesteinkommen von netto 2200 Franken; das heisst bar auf die Hand; Steuern, Krankenkasse, AHV und Unterkunft sind bereits abgezogen. Diese Frauen, sagt Meidinger, haben zum Teil eine gute Ausbildung, oft gar ein abgeschlossenes Studium. Sie tun den Schritt in die Prostitution bewusst, um sich die Existenz in ihrer Heimat zu sichern.

Diffuser und schwieriger wird die Situation für die Polizei bei den Frauen, die in den Bars animieren, die in den letzten Jahren wie Pilze aus dem Boden geschossen sind. Sie kommen meist mit einem Touristenvisum in die Schweiz, können also drei Monate legal hier leben, arbeiten aber illegal als Prostituierte. Seit Anfang 2003 allerdings nur noch teilweise illegal: Der Bund hat verfügt,

das Ausländer maximal acht Tage innert dieser 90 Tage ohne Bewilligung arbeiten können (ausgenommen Bauhaupt- und Nebengewerbe). Davon machen die Frauen im Milieu rege Gebrauch, sagt Meidinger und schüttelt den Kopf. Diese Regelung sei kaum mehr kontrollierbar und benachteilige klar die Tänzerinnen, die eine L-Bewilligung erhalten und offiziell arbeiten.

Schweigen aus Angst vor Rache

Christian Meidinger ist überzeugt, dass viele dieser Frauen bewusst in die Schweiz kommen, um sich zu prostituieren, aber längst nicht alle. Hier rückt das heimische Rotlichtmilieu in gefährliche Nähe zu Menschenhandel und -schmuggel; ein Problem, mit dem sich kürzlich auch die Subkommission Sicherheit unter SP-Grossrat Roland Stark befasst hat. Im vergangenen Jahr hat die Polizei 356 Kontrollen in Salons

und 136 in Bars durchgeführt. Insgesamt sind 884 Personen überprüft worden, rund 100 illegal arbeitende Frauen wurden erwischt. Doch, sagt Meidinger, von diesen Frauen ist nichts zu erfahren über Menschenhandel und ihre Hintermänner. Sie werden von der Polizei zwar als Opfer, nicht als Täterinnen angesprochen, haben aber, meist wegen negativen Erfahrungen mit der Polizei im eigenen Land, kein Vertrauen. Und sie haben eine Riesenangst vor Racheakten gegen sich oder gegen Angehörige zu Hause. Meidinger begrüsst deshalb, dass Anfang Jahr auf Bundesebene die Koordinationsstelle gegen Menschenhandel und Menschenschmuggel ihre Arbeit aufgenommen hat. Menschenhandel und -schmuggel lasse sich an der Front nur schwer fassen, so Meidinger, dieser Kampf müsse gesamtschweizerisch, ja gesamteuropäisch geführt werden. Peter de Marchi

Strassenstrich: Abgelegene Orte

rut. Auf der Strasse schaffen vorwiegend drogenstüchtige Frauen an. Obwohl es illegal ist, auf der Claramatte auf Freier zu warten, stehen dort nach Angaben der Beratungsstelle Frauen-Oase nach wie vor einige Prostituierte. Allerdings meist nur für kurze Zeit, da sie Angst haben, von der Polizei verhaftet zu werden. Entsprechend schnell muss das Geschäft abgewickelt werden: Durchs Autofenster verhandeln die Frauen mit den Freiern über Preise und Praktiken. Sobald sie sich geeinigt haben, steigt die Frau ein. Das ist laut Barbara Widzowski von der Frauen-Oase aber keine Garantie, dass sich der Freier an die Abmachung hält: «Es kommt oft zu gewaltsamen Übergriffen.»

Es gibt auch legale Strassenstrich-Zonen. Dazu zählen das DB-Areal und der Bahnhof Wolf. Widzowski hält diese Orte für unsicher: «Sie sind abgelegen, schlecht beleuchtet und die soziale Kontrolle fehlt.» Anders als auf der Claramatte stehen dort nicht nur Drogenabhängige, sondern auch Frauen aus Osteuropa. Wie viele es im Ganzen sind, ist schwer zu sagen: «Laut der Sittepolizei sind es 70, die Dunkelziffer ist allerdings hoch», so Widzowski, «es gibt Frauen, die täglich anschaffen, andere gehen nur Ende Monat auf die Strasse.» Was das Alter angeht, würden sich die ganz jungen Drogenabhängigen «zum Glück» noch nicht prostituieren.

«Die Frauen fühlen sich schlecht»

Basel. Unter dem Motto «Ein Ort der Begegnung ohne Tabus» hilft die Juristin und Mediatorin Viky Eberhard Prostituierten, sich im Alltag zurechtzufinden. Frauen aus Lateinamerika, Afrika und Osteuropa wenden sich an die Beratungsstelle Aliena, die vom Verein Compagna Basel-Stadt geführt und finanziert wird. Als Peruanerin kennt Viky Eberhard die Kultur vieler dieser Frauen. Sie weiss, wie sie sich fühlen und wo sie Unterstützung brauchen. Fragen an eine Frau, deren Ziel es ist, das Vertrauen von Frauen im Sexgewerbe zu gewinnen.

BaZ: Frau Eberhard, aus welchem Grund kommen Prostituierte zu Ihnen?

Viky Eberhard: Aus allen möglichen Gründen. Viele sind auf der Suche nach einer neuen Stelle, wollen wissen, welche Rechte sie haben und ob sie nach den drei Monaten noch länger bleiben können. Andere wollen wissen, an wenn sie sich wenden können, wenn sie krank sind. Migrantinnen haben zudem oft Angst vor der Polizei. Die Frauen befinden sich in einer elenden Situation, sie fühlen sich schlecht.

Sie gehen auch von sich aus auf die Prostituierten zu. Wo suchen Sie diese auf?

Meistens in Bars. Es gilt, zwischen vier Formen der Prostitution zu unterscheiden: Manche Frauen arbeiten in Bars, andere in Studios oder Cabarets. Hinzu kommt die Strassenprostitution.



«Aliena». Die Peruanerin Viky Eberhard berät und unterstützt Frauen im Sexgewerbe. Foto Christian Flierl

Viele Frauen, die sich auf der Strasse prostituieren, sind drogenabhängig. Die, welche zu uns kommen, sind in dieses Metier reingerutscht, weil sie in ihrer Heimat keinen Job gefunden oder zu wenig verdient haben. Oft unterhalten sie die ganze Familie zu Hause. Die Familie weiss meistens aber nicht, woher das Geld kommt.

Wie gewinnen Sie das Vertrauen der Frauen, die Sie in den Bars ansprechen?

Ich erzähle von unserem Angebot. Dass wir Gespräche mit ihnen führen, sie betreuen und unterstützen, wenn sie einen Arzt brauchen und sie dorthin begleiten. Weiter bieten wir Deutschkurse an und einen Mittagstisch.

Wo leben diese Prostituierten?

In einem Zimmer im Haus, in dem sich die Bar befindet, in der sie arbeiten. Meistens bewohnen zwei Frauen zusammen ein Zimmer. Dort arbeiten sie auch. Das führt zu Problemen: Wenn eine Frau krank ist und die andere einen Freier hat, muss ihre Kollegin trotz Krankheit in die Bar. Wer gesund ist, muss ab 16 Uhr in der Bar auf Freier warten. Manchmal verdienen die Frauen tagelang nichts. Trotzdem müssen sie ein Vermögen für die Miete hinblättern. Das Leben und die Arbeit der Frauen ist hart und riskant.

Welche Krankheiten haben sie?

Da Prostituierte anders leben und arbeiten als andere Frauen, sind deren Psyche und der Körper stets überfordert. Sie bluten tagelang, sind ungewollt schwanger, haben Geschlechtskrankheiten, Magenschmerzen oder wurden Opfer von Gewalt. Die meisten haben keine Krankenkasse. Darum haben wir mit einigen Allgemeinärzten und Gynäkologen Spezialtarife vereinbart. Aliena stellt den Frauen zudem eine Psychologin zur Verfügung.

Interview Martina Rutschmann

«Ich hatte nichts, doch ich lebte»

Basel. Ein normales Leben habe sie geführt, sagt die Brasilianerin Silvia* über ihre Kindheit beim Onkel. «Er war meine Familie.» Das war o.k. Bis zum Tag X. Silvia war 17 – und schwanger. Der Vater des Kindes: ein verheirateter Mann. «Er wollte nichts davon wissen.» Und der Onkel: «Er drohte mir, mich zu Tode zu prügeln.» Silvia hatte Angst. Sie haute ab. In die Grossstadt, nach São Paulo. Abtreiben kam nicht in Frage. Die 17-jährige, selber noch fast ein Kind, wurde Mutter einer Tochter. Sie soll es einmal besser haben, eine Ausbildung machen können, in einem schönen Haus leben, eine Familie haben. Dafür tut Silvia alles. Dafür nimmt sie in Kauf, von der Tochter – sie lebt bei einer Freundin – getrennt zu sein.

Arbeitsplatz: Das private Bett

Seit drei Jahren lebt die 27-jährige Silvia in Basel. In einem Zimmer im Kleinbasel, zusammen mit einer anderen Brasilianerin. Das Zimmer dient den Frauen auch als Arbeitsplatz. Das heisst, das Bett. Silvia ist Prostituierte. Ab 16 Uhr steht sie an der Bar im Erdgeschoss des Hauses, in dem sie wohnt, und wartet auf Männer, die mit ihr Sex haben wollen und sie dafür bezahlen. Sie nimmt nicht jeden. «Seit mich einmal einer beinahe erwürgt hätte, verlasse ich mich auf meinen Instinkt. Ich achte darauf, wie mich ein Mann anschaut, wie er spricht.» Manche Freier behandeln sie wie «ein Stück Fleisch», sagt sie, «andere verhalten sich respektvoll».

Es gibt ein Klischee, wie eine Prostituierte auszusehen hat. Und es gibt Silvia. Eine junge ungeschminkte Frau mit Brille, Jeans und Turnschuhen. Sie wirkt brav, vielleicht wegen der Brille, vielleicht, weil sie schüchtern ist, kindlich. Viel habe sie gelernt, seit sie über Spanien in die Schweiz kam, «ich bin nicht mehr naiv». Aber auch nicht mehr glücklich: «In Brasilien hatte ich zwar nichts, doch ich lebte.» Tagsüber hat sie an einer Tankstelle gejobbt, abends in einem Striplokal. Das Geld reichte nicht aus für sie und die Kleine. Von einer Bekannten bekam sie den Tipp, in Europa schnell viel Geld zu verdienen. «Ich wusste, auf was ich mich einliess.»

Traum: Eine Familie gründen

Silvia ist eine junge Frau wie viele andere auch. Mit einem Unterschied: Ihre Arbeit gilt als schmutzig, als minderwertig. Entsprechend wird sie auch behandelt. «Ich hatte hier in Basel einen Freund. Mit dessen Tochter verstand ich mich sehr gut. Als sie erfuhr, was ich mache, war die Beziehung zu Ende. Das tut weh.» Aus dem Jahr, das sie hier bleiben wollte, wurden drei. Silvia rechnet damit, bis in acht Monaten genug Geld zusammen zu haben, um das Haus, das sie in der Heimat bauen lässt, bezahlen zu können und um der Tochter ein besseres Leben bieten zu können, als sie selber es bisher hatte. «Anfangs konnte ich nicht mit dem Geld umgehen, ich schickte einen Teil davon nach Hause, mit dem Rest kaufte ich Klamotten. Das war ein Fehler.»

Im Portemonnaie steckt ein Bild der Tochter. Wenn sie telefonieren, sagt die Kleine: «Ich hätte gern eine Brüderchen oder ein Schwesterchen.» Auch Silvia wünscht sich ein zweites Kind. Und einen Mann. «Mein Traum ist es, mit jemandem, der mich liebt und respektiert, eine Familie zu gründen.» Silvias Augen glänzen, als sie das sagt. Ob aus Freude oder aus Trauer, weiss nur sie. Martina Rutschmann

* Name auf Wunsch der Frau geändert.

Beratungsstellen

Aliena: Webergasse 15, 4058 Basel / Tel./Fax: 061 681 24 14 / E-Mail: aliena@tiscalinet.ch

Frauen-Oase: 4005 Basel / Telefon 061 693 22 59 / Fax 061 693 22 58 / E-Mail: frauenoase@tiscalinet.ch

Mitternachtsmission: Socinstr. 13, 4051 Basel / Telefon 061 261 76 97

Aids-Hilfe: Clarastrasse 4, 4058 Basel / Tel. 061 692 21 22

Aids-Pfarramt: Peterskirchplatz 8, 4051 Basel / Tel. 061 262 06 66 / Fax 061 261 07 69 / E-Mail: sekretariat@apbs.ch